Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 19. Bromberg, den 26. Januar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

(6. Fortsetzung.)

„Wir haben uns doch schon einmal gesehen —“ sagte Jenny schließlich immer noch erstaunt.

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein“, erwiderte der Merkwürdige. „Vorgestern — auf einem anderen Schienenweg —.“

„Dann sind Sie also wirklich der Knipser — Verzeihung — der Schaffner — — —“

„Im Ruhestande, mein gnädiges Fräulein. Oder besser: a. D.“

„Das ist aber sonderbar!“

„Wieso?“

„Na erlauben Sie mal — vorgestern verkauften Sie noch Elektrizität im Kleinhandel, und heute sind Sie ein feiner Herr!“

„Sie überschätzen mich. Die Sache war ganz einfach. Wie ich vorgestern nach Hause komme, hat mir meine Wirtin die Gewinnliste der Lotterie zum Besten abgebauter Privatbeamter hingelegt und eine Nummer dick unterstrichen. Vor ein paar Wochen nämlich schenkte mir ein Fahrgast anstelle baren Trinkgeldes ein Los dieser Lotterie, und da ich leider sehr nachlässig bin — ganz besonders den Wertgegenständen dieses Lebens gegenüber, so gab ich es meiner Wirtin zum Aufbewahren. Nun, ich hatte jedenfalls den dritten Hauptgewinn gezogen, einen kostenlosen Aufenthalt von vier Wochen im Hotel Schloß Adlersgreif mit allem Komfort. Da habe ich der Direktion der Straßenbahn sofort gekündigt, was ich ohnedies getan hätte, weil ich am selben Tage 300 Mark Honorar für meine kleine Schrift über „das Relevante in der Politik des Denkens“ erhalten hatte und bin losgefahren. Sie haben mir Glück gebracht, mein gnädiges Fräulein, in jeder Beziehung. Jawohl — wenn ich mir überlege, daß der Eisenbahnstreik Veranlassung unseres Wiedersehens ist, so — — —“ er brach plötzlich ab, räusperte sich verlegen. „Übrigens: mein Name ist Hüngerl!“ Er verbeugte sich schattenhaft.

„Hüngerl? So heißt doch auch — — —“

„Das bekannte Brot! Jawohl! Sehr richtig! Das Hüngerlbrot! Sehen Sie, das ist sonderbar, daß ein Brot Hüngerl heißen kann. Oder eigentlich auch wieder nicht“, er sprach grübelnd. „Die Paradoxe dieser Zeit dürften über den kleinen Widerspruch Hüngerl und Brot nur die Nase rümpfen.“

„Dann müssen Sie doch furchtbar reich sein, wenn Sie das Hüngerlbrot machen!“

„Im allgemeinen besitze ich sehr oft nicht soviel, um mir dieses ausgezeichnete Nahrungsmittel kaufen zu können.“

„Sie machen sich ja lustig!“ Jenny wandte den Kopf ab und schob die Unterlippe gekränkt über die Oberlippe.

„Aber durchaus nicht. Wie würde ich mir erlauben? Die Sache ist ganz einfach die: mein Vater war Bäcker. Simpler Bäcker und ein ehrenwerter Mann. Ich war und bin nun leider der Ansicht, daß die Bäcker, wenn sie Brotfabrikanten werden, nicht mehr ehrenwerte Männer sein können, und deshalb — —“

„Das ist doch Unsinn! Da dürfte doch kein Schneider Kleiderfabrikant werden, und keine Modistin dürfte ein Atelier auftun! Die Menschheit schreitet doch fort!“ Das sagte sie sehr stolz.

„Hinsichtlich des Brotes leugne ich die Notwendigkeit des menschlichen Fortschritts bis zu Aktien, Dividenden, Gründergewinnen. Das Brot ist heilig!“

„Ach — Sie sind wohl Bolschewist, Herr Doktor?“

„Wäre der Bolschewismus imstande, aus Menschen Brüder zu machen, so wäre ich es wahrscheinlich. Es kommt doch aber gar nicht darauf an, was einer ist, sondern was er denkt!“

„Und was denken Sie, Herr Doktor?“ fragte Jenny ein klein wenig spöttisch.

„Ich denke momentan, daß es wunderschön ist, umsonst vier Wochen in einem herrlichen Hotel mit allem Komfort leben zu dürfen!“

„Hätten Sie sich nicht mit Ihrem Papa gezankt — — —“

„Das habe ich nie getan. Als mein Vater Generaldirektor der Hüngerlbrot-Werke wurde, verlangte er von mir, ich möge die Jura studieren und Syndikus des Unternehmens werden.“

„Das ist doch sehr schön und ehrenwert!“

„Gewiß. Ich war aber auf die Philosophie und auf die Geschichte versessen, wollte Dozent werden. Da erklärte Papa, er habe nichts übrig für brotlose Künste, und als Dozent könne man sich noch nicht einmal den Senf zu Wiener Würstchen verdienen. Wart's ab, sagte ich und ging meiner Wege, um mich selber durchzuschlagen.“

„Als Dozent?“

„Zunächst leider erst einmal als alles mögliche Andere. Mein Examen hatte ich gemacht. Ich versuchte mich als Schriftsteller, als Hauslehrer, als Dolmetscher — ich spreche vier Sprachen — leider nur tote. Am schnellsten verdiente ich Geld, wenn ich alles, was ich nicht brauchte, versetzte. Auf die Dauer kann man aber davon nicht leben. So wurde ich aushilfsweise bei der Straßenbahn angestellt. Und jetzt ist ja auch meine erste Arbeit gedruckt worden — — —“

„Über den Elefanten in der Politik — — —“

„Das Relevante in der Politik des Denkens. Ich freue mich ja wahnsinnig über diese Ferien. Sie werden mir Muße geben, meine Habilitationsschrift zu entwerfen. — Aber Sie, mein gnädiges Fräulein, — wie kommen Sie — wollten Sie nicht eine Automobiltour machen — nach Garmisch-Partenkirchen?“

„Ja — das habe ich auch getan. Aber mich hat keine Brotfabrik unglücklich gemacht, sondern — — —“ Sie brach ab. Es war zu peinlich, diesem fremden Menschen das ganze Abenteuer zu erzählen. Peinlich und vielleicht nicht ungefährlich. Denn er würde ihr nicht glauben. Und ihr lag irgendwie daran, gerade auf Dr. Hüngerl keinen schlechten Eindruck zu machen.

„Sondern?“ fragte der Dr. Hüngerl, und seine klugen, gütigen Braunaugen sahen sie unter der scharfen Brille ernst an.

„Gott, ich hatte da eine Menge Differenzen — Mißhelligkeiten — Kummer und so — — —“ orakelte sie. Ein Glück, daß man in dem Dämmer nicht erkennen konnte, wie rot sie wurde.

„O Pardon, gnädige Frau, ich wollte natürlich nicht zudringlich sein“, bemerkte Hüngerl und knipste die Laterne aus, deren Licht er von Jenny abgewandt gehalten hatte.

„Warum sagen Sie auf einmal gnädige Frau zu mir?“

„Es gibt Differenzen, Mißhelligkeiten, Kummer meinetwegen, die nur den verheirateten Frauen vorbehalten sind. Ich habe da so meinen Instinkt“, meinte Hüngerl respektvoll, und Jenny beschloß, ihn nicht über ihre Person auf-

aufklären, so peinlich es auch war, für eine verheiratete Frau gehalten zu werden, deren Mann niemand kannte.

Unmittelbar an der Schleppe der Hochebene lag Neun am Rain, ein behäbiges Dorf mit sauberen Gehöften, breiten Triften, strotzendem Vieh und biederen Menschen. Über all dem hielt das traditionelle Kirchlein seine Schwingen und richtete die Spitze seines Rettichturms gleich einem Periskop gen Himmel, die Laune des Herrn zu beobachten. Neun am Rain hieß aber auch die Station, an der alles aussteigen mußte, was nach Adlersgreif wollte, das ein großes gelbes Omnibusauto bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 30 Kilometern auf manchmal schon recht steilem Weg in einer guten Stunde zu erreichen versprach.

In seiner weißen Heiterkeit lag Adlersgreif, ganz restauriertes Barock, unter den dunkelgrünen Waldhängen der Alpenvorberge. Ein ausgedehnter Bau auf künstlich erhöhtem Untergrund, so daß man vermeinen mochte, es rage aus breiter Bergkuppe. Der Hauptbau im Stil eines feudalen Ritterkastells, blickte vorn auf einen riesigen, von Bosketts und Hecken umsäumten Platz mit Tischen und Stühlen unter bunten Schirmen, hinten auf die Idylle des dichten Nadelwaldes. Nebenbauten im chinesischen und orientalischen Stil, Liegehütten, Wandelgänge waren sinnvoll um ein Bassin mit Nymphen, Faunen und Tritonen geordnet, deren Wasserkünste an schönen Abenden bunt beleuchtet spielten. Aale, Forellen, Schleien und zwei hundertjährige Karpfen bewohnten das Becken. Und wenige Minuten hinter dem Bassin am Eingang einer dunkelschattigen Allee von gestutzten Hecken und Bäumen war eine Fasanerie mit merkwürdigem Vogelgetier und ein übergitterter Zwinger, in dem ein alter Bär auch im Sommer seinen Winterschlaf hielt.

3.

Es war nach der Jause, dieser geheiligten Stunde im österreichischen Tageskalender der Gemütlichkeit. Schloß Adlersgreif, mit seinem herben, grünen Klima mehr ein Aufenthalt für den Hochsommer, war jetzt, Anfang Juni, noch schwach besucht. Doch von um so vornehmeren Gästen, deren Verhältnisse ihnen gestatteten, nach Neigung auszuruhen. Es war auch jetzt in der sogenannten Vorsaison nicht jedem Sterblichen möglich, für längere Zeit im „Internationalen Palasthotel Schloß Adlersgreif aus dem Besitz des Erzherzogs Josef Karl", wie der lange offizielle Titel lautete, Aufenthalt zu nehmen, weil unter 100 Schillingen täglich dort nicht auszukommen war.

An einem Tisch im Garten des Hotels saßen in bequemen Rohrsesseln drei Herren. Einer von ihnen groß, breit, stämmig, Hakennase im lederbraunen, glattrasierten Gesicht, Monokel im rechten Auge, das dünne, gelbgraue Haar rechts und links neben der Illusion eines Scheitels mit Pomade festgeklebt, war der ehemalige königlich preußische Major Remo von Quistitz, berühmt durch seine militärische Broschüre: „Warum das dritte Bataillon des 865. Reserve-Infanterie-Regiments in der zweiten Marneschlacht nicht eingesetzt wurde? Mit vielen Karten und Plänen, ein Beitrag zur Strategie des Weltkrieges." Wir werden noch Gelegenheit haben, uns mit diesem grundlegenden Werke zu befassen, das nach Ansicht des Autors einwandfrei darlegte, weshalb infolge der Vernachlässigung genannten, von dem Major geführten Bataillons der Weltkrieg gar nicht anders als verloren gehen konnte.

Neben ihm im Tennisdreß rauchte träumerisch ein mittelgroßer Herr, Ende der Dreißig, elegant und salopp. Das war der Doktor Weibezahl, ehemaliger Direktor der Kriegspapierabfallverwertungs A.-G. und infolgedessen jetzt Privatmann mit schöngeistiger Einstellung.

Der Dritte aber war Sennor Don Jacinto Puma aus Fraquita in Südamerika, der angeblich seine Ferien in Europa verlebte, ein kleiner, sehniger Herr, dem man nicht geglaubt hätte, daß er schon weit über vierzig alt war. Sein gelbes Gesicht mit den tiefschwarzen Haaren hatte den sammetweichen Teint der gut erhaltenen Südländer. Der Kolibrigeschmack seiner tropischen Heimat äußerte sich bei ihm in einer zart horizontblauen Flanellhose, orangefarbenem Pullover, gelbseidenem Sporthemd mit weit übergelegtem Kragen, unter dem eine kaffeebraune Kravatte mit lilafarbenen Punkten und Strichen flatterte, in der eine große, vom Schnabel eines Reihers in Gold gehaltene, graue Perle von köstlichem Glanz funkelte.

Was den deutschen Kriegsmann anbelangte, so hatte er vor sich eine muskulöse Mischung von Whisky, Gin, Arrac und etwas Sodawasser stehen. Dr. Weibezahl kultivierte einen hellen, grünen Tee ohne jede Zutat in dünner Porzellantasse, und der Äquatorianer sog durch einen Strohhalm Absynth. Es ging den Herren ersichtlich gut.

„Wobei ich selbstverständlich nicht leugnen kann, noch will, daß der strategische Grundgedanke des A. O. K., den Feind vom linken Flügel aufzurollen, sachlich ganz richtig war," setzte der Major eine längere Ausführung fort. „Wir müssen aber nicht außer acht lassen — — —"

„Ja, die deutsche Armee," unterbrach begeistert der Kolibri. „Wir in Fraquita, wir haben gewettet, daß ganz großer Sieg sicher ist!"

„Wäre auch ohne jede Frage so gewesen," bestätigte der Major und nahm einen Bügeltrunk, „aber — — —"

„Zu denken, daß alles wieder grünt und blüht, und daß über dem Schauder unserer Erinnerungen die Hoffnung auf die Zukunft triumphiert!" stilisierte schwärmerisch Dr. Weibezahl.

„Ob nu Ihre Erinnerungen gar so schaudervoll sind, mein Lieber, wo Sie doch in einem Jahre tausend Prozent Dividende über die notleidenden Heimkrieger ausgeschüttet haben — —" mäkelte der Major. Unblutige Ausgabe am weißen Bande.

„Eh, Major," lenkte Jacinto ab. „In kurzer Zeit kommt die Diligencia. Ich fühle eine Sensation. Am Ende erscheint endlich eine diskutable Sennora!"

„Die Frau verwitwete Konrektor Hefesand is woll keine Sennora, was?" lachte dröhnend der Ritter.

„Hasta la vista!" schrie Jacinto und spreizte alle zehn Finger, die von Ringen funkelten, abwehrend aus. „La Madonna Correctore — oh, valga me Dios!"

„Die Tochter ist nicht ohne Reiz!" bemerkte versöhnlich Weibezahl.

„Wenigstens tut se so, als ob se das moderne Banner überm Bubikopf schwenkte," ironisierte Quistitz. „Sie läuft doch'n ganzen Tag mit dem lyrischen Sonntagsreiter uff'm Pegasus durch die Gefilde. Das is ooch 'ne Erscheinung, diese mickrige Blausocke, die hätt' ich nich mögen in meinem Bataillon haben. Dem hätten wir die Versfüße ellenlang aus der Neese gezogen. Da kommt er übrigens wieder angedrömelt wie der bekannte mulus in tabula!"

„Lupus in fabula!" belehrte mit Verachtung Weibezahl.

Auf der Terrasse des Hotels war ein junger Mann erschienen, sehr schlank, sehr blaß, sehr intellektuell. Er hatte einen gut geschnittenen Kopf, dem das üppige, nach hinten gekämmte schwarze Haar einen befremdlichen Charakter verlieh. Der Major nannte ihn deswegen das Mähnenschaf, aber das war nur Bosheit.

Zuzugeben ist allerdings, daß der Jüngling über Gebühr bemüht war, rein geistig, geradezu „spirituell", zu wirken, daß er sich anstrengte, die Falten um den Mund durch eine ständige bittere Grimasse zu wahren und zu vertiefen, daß er seinem Blick etwas düster Lohendes gab und in der Haltung müden Weltschmerz zeigte. Aber schafsmäßig war das alles nicht, nur verstiegen, überspitzt entartet. Der junge Mann hieß Francis Fidikuk und gehörte zu den Führern der Expressionisten. Wiewohl er noch kein Werk geschrieben, geschweige denn veröffentlicht hatte, unterlag doch keinem Zweifel, daß er dermaleinst die Flamme seines Ruhmes in den Schutthaufen schleudern würde, als den sich die gesamte deutsche Literatur in seinen und seiner Freunde Augen darstellte.

Die Damen, hinter denen Francis mit weichen, erschöpften Schritten ging, waren Frau Cornelia Hefesand, Gattin des Konrektors gleichen Namens, und ihre Tochter Marie, genannt Mimi. Wie Frau Hefesand aussah, wird der geehrte Leser sich ohne weiteres denken können, wenn wir ihm verraten, daß sie eisengraue Haare hatte, die am Hinterkopf in ein straffes Knüzchen endeten, daß sie nur schwarzseidene Gewänder und am Busen statt jedes anderen Schmuckes einen zusammengeklemmten Kneifer am goldenen Häkchen hängen hatte. Sie befürchtete, daß Jeremias — so hieß der ferne Gatte — ihre Abwesenheit benutzen würde, um ungestört die Gardinen mit Pfeifenqualm vollzupaffen, und sie fürchtete weiter, daß Mimi, die leider ein wenig aus der Art von Konrektoren geschlagen war, nicht so leicht in den Kriegshafen der Ehe würde einlaufen wollen. Andere Sorgen hatte sie nicht.

Die Tochter Mimi war ein sehr hübsches Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, mit einer frechen Oberlippe und einem pikanten Näschen. Sie puderte und schminkte sich und wusch den schwarzen Pagenkopf mit Lotion Coty. Sie kleidete sich ein wenig extravagant und war offenbar eine „fausse Passionée", wie Huysmans die Frauen nennt, deren Feuer in der Nähe immer kälter wird.

Francis verabschiedete sich von den Damen; er wollte versuchen, Genaueres über den Eisenbahn- und Poststreik zu erfahren, denn er erwartete seit Tagen eine wichtige Sendung.

„Gedichte schicken doch die Redaktionen neuerdings nicht mehr zurück!" bemerkte Mimi schnippisch. Aber Francis warf ihr nur ein wundes Lächeln zu und ging seiner Wege.

Die Damen schritten an den uns schon bekannten drei Herren vorüber und setzten sich abseits an einen Tisch.

„Das Mädchen riecht wie der selige Leichner!" meinte halblaut der Major.

„Gegen die Mutter ist sie eine wahrhaftige Erholung!" erklärte Jacinto und brannte eine heimische Papierzigarre an.

„Ein Kuckucksei!" stellte Weibezahl fest.

Frau Cornelia Hefesand hatte inzwischen den Kneifer losgenestelt und seufzend eine Postkarte aus ihrem schwarzen gestrickten Pompadour herausgekramt.

„Wer weiß, wie lange unser guter Vater nun nichts mehr von sich wird hören lassen!" sagte sie bekümmert zu ihrer Tochter, die sich eine Zigarette anzündete. „Der gräßliche Streik!" Und sie schickte sich an, die Karte zu lesen. Dabei schielte sie ab und zu über den Klemmer zur Tochter.

„Wipple nicht so mit den Füßen!" kommandierte sie plötzlich streng.

Die Tochter lachte und blies den Rauch durch die Nase.

„O, wie bedauerlich, Ma, daß die lockere Freiheit meiner Bewegungen dich zu so untergeordneten Ausdrücken hinreißt!" erwiderte sie und wippelte um so stärker.

„Lockere Freiheit! Du hast Redewendungen an dir, die eines jungen Mädchens wahrlich unziemlich sind. Gott hat dich in seiner unverständlichen Güte mit einem eingebildeten Talent fürs Theater geschlagen, aber dein guter Vater und ich wissen uns frei von der gräßlichen Möglichkeit einer Vererbung!"

Und Frau Hefesand vertiefte sich, seufzend und sorgenvoll den Kopf schüttelnd, in ihre Postkarte, während die Tochter gleichmütig weiterpaffte und immer koketter mit den Beinen wippte, je mehr Herr Dr. Weibezahl sich bemühte, diesen gymnastischen Übungen scheinbar absichtslos zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Erster Versuch.

Humoreske von Egid Filek.

Korrespondenz

mit geistreicher jungen Dame aus gutem Hause sucht Jünger der Wissenschaft. Antwort erbeten unter „Erster Versuch" postlagernd Hauptpost.

Der stud. jur. Hans Mühlbacher legte die Feder hin, betrachtete noch einmal prüfend das kleine, vielverheißende Manuskript, lehnte sich sodann behaglich im Lehnstuhl zurück und zündete sich eine frische Zigarette an.

Das war doch eine feine Idee. Nun konnten ihn seine Kollegen nicht mehr wegen seiner Schüchternheit hänseln. Mein Gott, es war ja richtig, daß ihm, dem krassen Fuchs, der vor einigen Monaten noch die Bank der Oberprima gedrückt hatte, manchmal die Courage ausging, wenn er ernstlich den Versuch machte, sich einem hübschen, jungen Mädel zu nähern. Aber so — na, so mußte es gehen. Briefwechsel — Austausch der Gedanken und Empfindungen — dann feurige Bitte um eine Zusammenkunft — o, sie sollten schon sehen, wie gewandt er sich den Mädels gegenüber zu benehmen wissen würde, die schadenfrohen Kollegen, die ihn gewiß um diese Idee beneiden würden.

Man ist doch kein grüner Junge mehr. Und das Leben ist so schön und reich und erleben muß man doch etwas — was nützen alle Romane und alle Liebesgedichte, was soll die Sehnsucht nach irgendeinem himmelblauen Ideal, das Leben bleibt halt doch das Leben, die Wirklichkeit!

Hans nahm hastig den Zettel an sich und eilte zur Verwaltung der Zeitung, um sein Inserat einzurücken.

Der Beamte klapperte mit der großen Schere und schrie: „Zwei Mark dreißig Pfennig!"

Ein bißchen viel für mein schmales Taschengeld, dachte Hans.

Nach sieben bangen Tagen stand er vor dem Schalter des Postgebäudes, wo die postlagernden Briefe ausgegeben wurden. Mit halblauter Stimme nannte er die Chiffre. Der Postbeamte lächelte, als er ihm den ganzen Stoß von blauen, grünen, weißen und goldgeränderten Briefen übergab.

Mit rotem Gesicht schob Hans seine Beute in die Aktentasche und stürzte in das nächste Kaffeehaus.

Das war nun wirklich ein Erlebnis. Ein Brief nach dem andern wurde sorgfältig geöffnet und studiert . . .

„Merkwürdig, daß diese Mädeln alle gleich ans Heiraten denken! Ich bin fünfundzwanzig, häuslich erzogen, habe fünftausend Mark Mitgift . . ." Fort, unter den Tisch damit; was geht mich deine Mitgift an!

Ein anderes Bild: „Wenn ein edelmütiger Menschenfreund sich bereit finden ließe, meinen fünf Kindern den lang verstorbenen Vater zu ersetzen . . ." Himmelelement noch einmal! In den Abgrund mit dir!

Nummer dreiundzwanzig: „Ich wäre Gans gerne bereit, führ einen guten Man Mit Charackter zu sorgen . . ." Ja, ich will dir schon was zu sorgen geben!

Aber . . . halt . . . das ist etwas. Einfach elegantes, weißes Papier, hübsche Schriftzüge — und geistreich ist das Mädel, meiner Seel'! „Also wenn Sie einen frisch — frei — fröhlichen Krieg gegen die Langeweile wünschen, mein Herr, gut, wir wollen als Kameraden gemeinsam fechten, getrennt marschieren und vereint schlagen; ich ernenne Sie zu meinem Generalissimus und erkläre die Feindseligkeiten für eröffnet!"

Hans verlangte Tinte und Feder und antwortete auf der Stelle. Vier Seiten waren schon vollgeschrieben, denn der gute Junge nahm die Sache gründlich. Jetzt nur auch recht flott und amüsant geantwortet, sonst entschlüpft ihm dieses prächtige Abenteuer! Im Stil ist er ja Meister.

Der Brief wurde versiegelt und sofort auf die Post gebracht. Antwort natürlich unter derselben Chiffre.

Die Unbekannte zeigte sich sehr erfreut über den geistvollen Partner. Aus den zwei Briefen pro Woche wurden drei und vier, und Hans überbot sich in schmeichelhaften Anerkennungen aller möglichen guten und edlen Eigenschaften, die er aus dem Stile, aus der Form der Schriftzüge und vor allem aus dem Inhalt der Briefe der schönen Unbekannten herausgelesen haben wollte.

Daß sie schön sein mußte, stand bei Hans natürlich außer allem Zweifel. Alle Unbekannten sind schön! Und er zauberte sich ein Idealbild vor seine leicht entzündliche Phantasie und bemühte sich allen Ernstes, eben jene Eigenschaften bei sich zu pflegen und zu entwickeln, deren Besitz ihn bei seiner geheimnisvollen Freundin in besserem Lichte erscheinen ließ. Und er erlebte die Freude, daß sie immer mehr auf seine Gedanken einging und schließlich freimütig gestand, daß auch sie diesem Briefwechsel reiche Anregung verdanke.

Der männliche Stolz, den dieses Geheimnis bei Hans hervorrief, wurde leider durch einen mißlichen Umstand stark beeinträchtigt: die Unbekannte wich beharrlich allen Beziehungen auf eine Zusammenkunft aus. Als sich Hans zu einer glühenden Bitte entschloß, kam ein so ablehnender Brief, daß er sich ernstliche Vorwürfe zu machen begann. Und doch mußte dieses Abenteuer zu Ende geführt werden! Sein Freund Alfred, dem er natürlich davon erzählt hatte, begann schon wieder zu spötteln, als Hans auf seine neugierigen Fragen nach dem Äußeren der „Freundin" ausweichende Antworten suchte.

Da saß er eines Abend mit gerunzelter Stirne vor seinem Schreibtisch und starrte gedankenvoll auf das Corpus juris. Freilich lag der Gegenstand seines Nachdenkens durchaus nicht im Ideenbereiche dieser trefflichen Schöpfung des Kaisers Justinian, sondern dieses beschäftigte sich mit den unmöglichsten Plänen, wie man die Unbekannte, deren Reize nun schon ins Märchenhafte verklärt erschienen, bannen und ihr hartes Herz bezwingen könne. Eine vierundzwanzigstündige Belagerung des Postamtes, wohin er seine Antwortbriefe postlagernd richtete, schien noch die meiste Sicherheit des Erfolges zu bieten, aber . . .

Da öffnete sich die Tür und Schwester Grete trat ein.

„Laß mich in Ruhe, ich muß studieren!"

„Hänschen, sei nicht böse, aber ich fange an, um deine Gemütsruhe besorgt zu werden . . ."

„Grete, ich stehe dir beim Abendessen zur Verfügung, aber jetzt . . ."

„Schau, ich habe den Zettel auf deinem Schreibtisch gesehen und es hat mir Spaß gemacht. Nein, das ist nicht das rechte Wort . . . Freude, wirkliche Freude hat es mir gemacht und ich bin stolz auf meinen klugen und herzlichen Bruder; aber ich habe leider kein Briefpapier mehr."

Jetzt dämmert dem Hans etwas. Seine erste Regung ist ein jäher Zorn, er will vom Sessel aufspringen — da schlägt auf einmal eine Röte in sein Gesicht. Es ist gut, daß es im Zimmer schon so dunkel wird.

Aber schon ist das liebenswürdige Geschöpf zu ihm getreten und hält seine Hand fest.

„Lieber, zu schämen brauchst du dich in diesem Falle gewiß nicht. Aber sag', können wir uns unsere Gedanken nicht ebensogut mündlich austauschen? Ist eine Schwester nicht die natürliche Freundin des Bruders? Wozu in die geheimnisvolle Ferne unbekannter Korrespondenzen schweifen? Und noch was: Wie kann man sich unter Chiffre „Erster Versuch" schreiben lassen, wenn man eine so boshafte Schwester hat?"

Bau eines amerikanischen Riesenzeppelins.

5—7 Millionen Kubikfuß Gasinhalt.

Während es in Deutschland um die Zeppelinluftschiffe im Vergleich zu früheren Jahren stiller geworden ist, hat man in Amerika, wo die Deutschlandfahrt des Z. R. III einen ungeheuren Eindruck hinterlassen hat, die Pläne zu einem ganz neuen Riesenzeppelin ausgearbeitet. Seiner Zeit, nach der erfolgreichen Überfahrt, gingen viele Mitarbeiter Dr. Eckeners nach Amerika hinüber. So der langjährige Chefingenieur der Zeppelinwerke in Friedrichshafen Dr. Arnstein und 12 Ingenieure und technische Sachverstän-

olge. Sie gingen nach Akron, wo mit dem Bau von Zeppelinen begonnen werden sollte.

Dr. Arnstein glaubte damals, die Vorarbeiten seien so weit gefördert, daß man in spätestens einem Jahre mit dem Bau der Zeppeline beginnen könne. Nun sind aber schon über zwei Jahre vergangen, ehe die Arbeiten in Angriff genommen werden. Dafür geht man aber, scheinbar als Entschädigung, großzügig, ganz nach amerikanischen Verhältnissen vor. Das Marinedepartement hat endgültig den Bau eines neuen Starrluftschiffes beschlossen, das dreimal größer als die „Shenandoah“ werden soll. Das Luftschiff soll ein Gasfassungsvermögen von 6 Millionen Kubikfuß haben. Es ist anzunehmen, daß mit dem Bau dieses Zeppelins die im Jahre 1924 gegründete Goodyear Zeppelin-Corporation, eine Tochtergesellschaft der weltberühmten Goodyear Tire and Rubber Co., betraut werden wird. In dieser Gesellschaft ist übrigens Dr. Eckener im Direktionsrat und Kapitän Ernst Lehmann der erste Offizier von Z. R. III nimmt die Stellung eines Vizepräsidenten ein.

Wenn man in Amerika einen Riesenzeppelin baut, so sind die Motive hierzu dreifach: 1. schmeichelt es dem Amerikaner, wenn er von sich sagen kann, er besitze das größte Luftschiff der Welt, 2. rechnet man in den Vereinigten Staaten gerade besonders mit dem Zeppelin als Kriegsmittel, und 3. ist man auch überzeugt, daß sich große Starrluftschiffe als Handelsluftschiffe rentieren würden; denn es gibt bestimmte Aufgaben, die mit dem Flugzeug allein nicht zu lösen sind. Vor allem bei Fahrten, die nur schwer Landungsmöglichkeiten bieten, ist ein Starrluftschiff mit großem Aktionsradius einem Flugzeug vorzuziehen. Hinzu kommt, daß das Reisen im Luftschiff das bequemste und schönste Reisen ist, das es überhaupt gibt, und daß bei dem Ausbau eines europäisch-amerikanischen Luftschiffnetzes der Zeitgewinn gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wohl wird der Preis für eine Luftschiffahrt recht erheblich sein, aber in den Vereinigten Staaten, wo es der Bevölkerung wirtschaftlich sehr gut geht, wird es viele geben, für die diese Preise nichts Unerschwingliches sind.

An den Bau eines solchen Riesenzeppelins wäre in Deutschland, selbst nach Aufhebung der Begriffsbestimmungen, vorläufig nicht zu denken gewesen, da die Luftschiffhalle in Friedrichshafen nicht die Möglichkeit bietet, über 100 000 Kubikmeter Fassungsvermögen hinauszugehen. Es wäre also zunächst notwendig gewesen, eine größere Luftschiffhalle zu bauen, die viele Millionen verschlungen hätte. Vorläufig genügt auch der bisher verwandte Zeppelintyp und wir würden es schon mit Genugtuung begrüßen, wenn wir mehr von dem Fortschreiten des Baues eines neuen Zeppelins hören würden und nicht nur von den Sammlungen.

Ein Riesenzeppelin, wie er auf Grund der Anforderungen des Marinedepartements gebaut werden soll, der unter Umständen sogar 7 Millionen Kubikfuß Gasinhalt haben wird, stellt natürlich an die Konstrukteure ganz neue Aufgaben. Denn es geht nicht an, das bisher verwandte Prinzip einfach nur in der Länge und in der Breite zu erweitern. Schon lange gingen die Bestrebungen vor allem in Deutschland dahin, das Gewicht der großen Luftschiffe zu erleichtern. Vor allem ist es Dr. Lempertz gelungen, als Ersatz für das bisher verwandte Benzin bei seinen Laboratoriumsversuchen ein Gas zu entdecken, das den großen Vorteil hat, daß sein spezifisches Gewicht dem der Luft gleich ist, so daß also in den statischen und dynamischen Verhältnissen während der Fahrt durch Gebrauch dieses Gases an Stelle des beschwerenden Benzins keine Änderung eintritt. Damit ist es möglich, die Nutzlast des Schiffes erheblich zu steigern und den ganzen Betrieb dadurch rentabler zu gestalten. Allerdings sind die Laboratoriumsversuche noch nicht soweit vorgeschritten, daß das neuentdeckte Gas schon in der Praxis verwandt werden kann. Aber man kann doch darauf rechnen, daß die Goodyear-Co. in Amerika, die zu Friedrichshafen die besten Beziehungen hat, über alle Fortschritte auf dem Gebiet der Erforschung der Betriebsmittel des Luftschiffes auf dem Laufenden gehalten wird und daß man dieses neue Gas wenn irgendmöglich verwenden wird.

Eine zweite schwierige, wenn auch nicht konstruktionelle Aufgabe ist es, wie man das Helium, das äußerst kostspielig ist und nur in geringen Mengen vorkommt, ersetzen kann. Bisher hat man kein Gas gefunden, das ebenso wie Helium nicht explosionsfähig ist. Doch glaubt man eine erhöhte Sicherheit der Passagiere dadurch herbeizuführen, daß man wohl das billigere Wasserstoffgas benutzt, aber nicht mehr für die gesamte Ballonhülle, sondern nur für deren oberen Teil. Der untere Teil soll mit einem nicht feuergefährlichen Gas gefüllt werden. Dadurch wird die Gefahr einer Explosion herabgemindert und der weitere Vorteil kommt hinzu, daß bei Verwendung verschiedener Gase die Luftdifferenzen beim Aufstieg des Luftschiffes bzw. bei seinem Niedergehen ausgeglichen werden können. Stellt die Verwendung zweier Gase keine Ideallösung dar, so bedeutet sie doch einen erheblichen Fortschritt.

Schon jetzt ist man bei der Konstruktion der Zeppeline soweit, daß deren Sicherheit selbst dann, wenn einzelne Ballons beschädigt werden, nicht beeinträchtigt wird. Vor allem wird man den Ventilen, deren Versagen die Hauptursache für die Shenandoah-Katastrophe war, besondere Aufmerksamkeit widmen.

Die Ansichten über den Wert und den Nutzen von Zeppelinluftschiffen sind noch immer sehr geteilt. Für Deutschland, für das der verstorbene Graf Zeppelin, der Erfinder dieser Luftschiffe, stets etwas wie ein Nationalheros war, bedeutet die Tatsache, daß sich der Zeppelintypus auch in anderen Ländern immer mehr durchsetzt entschieden eine Genugtuung. Die praktischen Amerikaner würden sicherlich nicht daran denken, an eine so ungeheuerliche Aufgabe, wie den Bau eines Riesenzeppelins, heranzutreten, wenn sie nicht die Gewißheit hätten, daß der Zeppelintypus heute noch unübertroffen ist. So bedeuten also die Beschlüsse des amerikanischen Marinedepartements einen weithin sichtbaren Triumph deutschen Forscher- und Unternehmungsgeistes! lu.

Bunte Chronik

*** Zwei Nansen-Expeditionen im Frühjahr 1928.** Der Polarforscher Frithjof Nansen hat einen Plan zur Erforschung der Kola-Halbinsel zwischen dem Weißen Meer und dem Nördlichen Eismeer ausgearbeitet. Die amerikanische Stiftung „Laura Spelman Rockefeller Memorial“ hat die Expedition finanziell sichergestellt. Das Institut für vergleichende Kulturforschung in Oslo wird die wissenschaftliche Seite der Expedition überwachen. Zum Ziele hat man sich gestellt, die Bevölkerung der genannten Halbinsel in anthropologischer, folkloristischer und sprachlicher Hinsicht zu studieren. Archäologische Untersuchungen sollen über die früheren Schicksale der Bevölkerung Kunde geben. Die Arbeit wird durch zwei Expeditionen ausgeführt werden: die eine reist im Februar 1928 ab und wird von der nördlichsten Ostgrenze Norwegens auf dem Landwege nach Kola vordringen; die andere wird in demselben Jahre mit dem Schiff so frühzeitig, wie die Eisverhältnisse eine Landung in Kola gestatten, nach dort fahren. An jeder dieser Expeditionen werden zehn bis zwölf Gelehrte teilnehmen.

*

*** Eine dem Tode geweihte deutsche Mundart.** Die ostfriesische Mundart wird nur noch von wenigen 80- bis 90jährigen Frauen und Männern gesprochen und scheint mit Ableben dieser Wenigen auch selbst dem Tode geweiht zu sein. Die letzten ostfriesischen Sprachinseln befinden sich auf Sylt und Wangeroog. An beiden Stellen sind jetzt Sprachproben mit einem Lautapparat aufgenommen worden.

*

*** Erfindungen bringen Geld.** Man weiß, daß einige Männer durch Erfindungen ganz alltäglicher Dinge reich geworden sind, so verdiente der Erfinder des Hufeisens für Schuhabsätze 300 000 Mark, dem Erfinder des Druckknopfes zahlte man für sein Patent 3/4 Million. Mit dem ersten Schnürsenkel verdiente sein geistiger Vater zwölf Millionen, der Konstrukteur der Nähmaschine konnte am Ende seines Lebens über 22 Millionen Einnahmen quittieren. Die gewellte Haarnadel (übrigens von einem Mann erfunden!) brachte 16 Millionen, das Blechlineal mit Gummiunterlage viele hunderttausend Mark. Mit der Sicherheitsnadel wurden 6 Millionen, mit den Schlittschuhen 8 Millionen verdient, und der Erfinder der Glühbirne und des Megaphons, Edison ist sogar Milliardär geworden.

*

*** Ein anspruchsvoller Posten.** Das Fernsprechamt in Jerusalem suchte kürzlich eine Reihe begabter Telephonistinnen. Als Voraussetzung für die Bekleidung dieser Stellung gab die betreffende Behörde an: Unbedingt erforderlich ist für jede Bewerberin die Beherrschung der englischen, hebräischen und arabischen Sprache; aber solche, die außerdem noch die französische, deutsche, griechische, spanische, italienische, russische, rumänische und armenische verstehen und sprechen, erhalten den Vorzug. Es ist nicht anzunehmen, daß der Andrang nach diesem Angebot ein großer gewesen ist.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.